

Barbara Kalender und Jörg Schröder

Kriemhilds Lache

Neue Erzählungen aus dem Leben

Illustriert von F. W. Bernstein

VERBRECHER VERLAG

Eine Tresorpublikation

Mit der »Geschichte der O« hatte ich 1967 den kleinen, auf Judaica und Geisteswissenschaften spezialisierten Melzer Verlag saniert. Ich ergänzte das Programm mit politischen Titeln, Beat- und Undergroundliteratur. Das trug mir neben begeisterter Akklamation den Ruf eines Libertins ein, aber auch diverse Rendezvous mit Staatsanwälten.

Wie sich die Zeiten wandeln! Heute erscheint die »Geschichte der O« für 5,95 Euro im Axel Springer Verlag. Ich frage mich übrigens, wie Friede Springer das Buch in ihrer »BILD-Erotik-Bibliothek« verkauft, unter dem Ladentisch? Denn die Indizierung dieses Buches als jugendgefährdende Schrift wurde niemals aufgehoben. Lediglich die Strafsache gegen mich wurde von der Staatsanwaltschaft Darmstadt nach einem Gutachten von Inge und Walter Jens niedergeschlagen.

Zurück in die Sechziger: Es war wieder Geld in der Kasse bei Melzer und so konnten die Produktionen von Werken, die lange auf Eis gelegen hatten, wieder in Angriff genommen werden, darunter eine Edition der »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«. Und so hastig, wie Joseph Melzer immer Bücher in Satz gegeben hatte, hielt er es auch mit dem philosophischen Hauptwerk von Johann Gottfried Herder. Erst als das Werk gesetzt war, schickte der Verleger die Fahnen an seinen Freund Achim von Borries und bat um die versprochene Einleitung. Der hatte sich mit dieser Aufgabe übernommen, denn einen philosophischen Text zu schätzen, ist ein anderes Paar Schuhe, als ihn einzuleiten, herauszugeben und mit einem Apparat zu versehen. Zudem wollte er Herder, den Wortführer des Sturm und Drang, marxistisch interpretieren, was durchaus

möglich ist – fast alles lässt sich marxistisch interpretieren –, nur erleichterte das seine Aufgabe nicht gerade. Was tat der Mann? Das Klügste, wenn man einer Sache nicht gewachsen ist: Er ließ es bleiben.

So kam es zum Bruch zwischen Joseph Melzer und seinem Freund. Aber trotz dieses Zerwürfnisses stöhnte der Verleger minutenlang, wenn jener Name fiel: »Herr der Welt! Herder! Achim von Borries hat mich enttäuscht! Er hat mich vernichtet! Doch er ist ein wunderbarer Mensch! Herder! Herder!« Und ich saß da mit fünfhundertzwanzig Seiten Bleisatz im Werte von achttausend Mark – was heute etwa zwanzigtausend Euro bedeutet. Dieser Stehsatz war unbrauchbar, weil Melzer die alte Suphansche Ausgabe in Satz gegeben hatte, statt sie von einem Korrektor durchsehen zu lassen. Ohne diese editorische Arbeit hätte es nämlich auch ein fotomechanischer Nachdruck getan. Ich rechnete aus, dass es am besten sei, das Blei kurzerhand einzuschmelzen, weil achttausend Miese immer noch billiger waren als dreißigtausend. Ach du liebe Güte! Joseph Melzer schrie Zeter und Mordio: »Sie wollen mich ruinieren! Alle wollen mich ruinieren! Achttausend Mark wegschmeißen?! Eher hänge ich mich auf! Herder! Herder! Herder!« Er wollte die peinliche Edition unbedingt in den Buchhandel bringen.

Was blieb mir übrig? Ich wollte nicht, dass dieser Unsinn an mir hängen blieb, deshalb entwickelte ich mit einem Korrektor eine Systematik zur Vereinheitlichung und Anpassung von Orthografie und Interpunktion und ließ den Stehsatz für viel Geld korrigieren. Außerdem fand ich einen Aufsatz in der Zeitschrift für philosophische Forschung zu Herders »Ideen«, der wurde leicht verändert als Einleitung zu unserer Melzerschen Textausgabe übernommen. Für mich lohnte sich die Lektüre der »Ideen« vor allem, weil ich anschließend Herders »Ursprung

der Sprache« las. Nur ein Gedanke daraus – den Multimedialisten ins Stammbuch geschrieben: Das Sehen als bevorzugter Sinn, wie Goethe ihn postuliert, wird darin entthront, weil nur der Mensch hört und spricht. »Der Mensch ist Dichter der Sprache, und der Dichter ist der ursprüngliche Mensch.«

Nicht gelohnt hatte sich die Edition für den Melzer Verlag, fünfzigtausend Euro nach heutigem Wert standen für diese Ausgabe zu Buche. Das Werk war nicht nur in Blei gesetzt, sondern lag auch wie dasselbe. 1989, also nach mehr als zwanzig Jahren, fand ich dann im Schäfer-Shop-Katalog in der Rubrik »Für Ihre Sicherheit« zwischen dem Mini-Tresor M 19. Der kleine Panzerschrank für DM 349,00 und dem Alarm-Türstopper für DM 33,90 folgenden Text: »Absolut unauffällig ist dieser Buch-Safe in Ihrem Bücherschrank zwischen anderen Büchern. Im ausgestanzten Innenraum (110 × 199 × 30 mm) befindet sich ein mit Schaumstoff gepolstertes Etui, das Ihre Wertsachen aufnimmt. Größere Gegenstände können auch ohne Etui eingelegt werden. Maße: 150 × 220 × 57 mm, Bestellnummer 592 H 436, DM 42,90«. Abgebildet waren meine armen »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«, einmal in Seitenansicht als stolzes Buch und aufgeklappt, zum Safe ausgestanzt. Ein cleverer Tresorproduzent hatte den Herder zu diesem Zwecke aus dem Ramsch aufgekauft. Hier darf der Gemeinplatz des Terentianus Maurus doch einmal zitiert werden, was ich verspreche, an anderer Stelle nie wieder zu tun: »Habent sua fata libelli.«



Ultima Thule

Während meiner Zeit beim Westdeutschen Verlag war Eberhard Wiechmann dort Volontär und lud mich zum Oktoberfest ein. Ich schlief in der Villa seiner Eltern in Starnberg, die Familie betrieb dort einen Verlag für Kunstkalender. Eberhards Mutter erzählte beim Essen von dem Verlegerkollegen Hugo Bruckmann, dessen Beziehungen zu Hitler und anderen Nazigrößen wie Göring und Himmler. Auf den Kunstverleger Bruckmann hatten die Wiechmanns einen Rochus, irgendwie waren sie von Hugo betrogen worden und ihre Wut galt besonders Elsa Bruckmann. Tatsächlich kann man sagen, dass Elsa, ihre Freunde Melanie und Julius Lehmann – ein Verleger übler antisemitischer Machwerke und nach 1945 seriöser Medizinbuchverleger – sowie der Kunstverleger Putzi Hanfstaengl den Postkartenmaler Hitler zu dem machten, was er wurde.

Neben Dietrich Eckart, dem Schwabinger Bohemien, Helene Bechstein, der Frau des Klavierfabrikanten, und Unity Valkyrie Mitford gebührt dem Münchner Verlagsbuchhandel zumindest die Hälfte der Ehre, das Unglück des zwanzigsten Jahrhunderts in Gestalt des Adolf Hitler befördert zu haben. Arturo Ui ist eben nicht nur das Produkt des Karfolkartells eines Fritz Thyssen oder Emil Kirdorf, sondern ebenso sehr das der Esoterikszene der Salons und der Schwabinger Boheme. Alle möglichen Arten politisch-spirituelle Erwecker trieben ihr Unwesen in München, so der wahnwitzige Ludwig Derleth, der in cäsarischer Verzückung zur Welteroberung durch einen neuen Katholizismus aufrief. In der einen Hand die Brandfackel, in der anderen Kreuz und Schwert, tönte er: »Schwabing,

warte, Schwabing, warte! – Jetzt kommt Jesus-Bonaparte!« Das Großkapital um Ultima Thule fand Adolf Hitler für diese Rolle geeigneter.

Als ich 1965 eine Weile in Deutschlands heimlicher Hauptstadt lebte, nahm ich mir vor, ein Drehbuch über Elsa Bruckmann zu schreiben. Ich mietete ein Zimmer im Hotel Schwabing in der Feilitzschstraße und spazierte an den Villen der Hitler-Förderer in Schwabing und Bogenhausen vorbei, am Hotel Vier Jahreszeiten, dem Sitz der Thule-Gesellschaft, eine Tarngesellschaft des Germanenordens. Ich stellte mir den Salon in Bruckmanns Villa am Karolinenplatz vor; es gibt ja genügend Bilder von den Gesellschaftsdamen, wie sie Hitler umschwärmten. Zwar war der ein spröder, eineiiger Vegetarier, Kuchenfresser und Schreihals, aber das tat seiner magischen Wirkung auf das schwache Geschlecht keinen Abbruch.

Ich schrieb ein paar Skizzen, wie Elsa Bruckmann – eine geborene rumänische Prinzessin – im cremefarbenen Mercedes-Cabrio die Leopoldstraße runterbraust, um den Tibet-Buddhisten Eckart auf eine Nase Koks in der Brennessel zu besuchen und später ihre Freundin Helene Bechstein im Hotel Vier Jahreszeiten. Eine brisante Mischung aus Okkultismus, Antisemitismus und republikfeindlichen Parolen, die in Bruckmanns Salon vertreten war, tout München: Sänger, Schauspieler, Sportler, resche Frauenrechtlerinnen, Hitler und Tibeter.

Fällt da jemandem was auf? Mir damals nicht, sonst hätte ich an diesem verdammten Drehbuch weitergeschrieben! Die Münchner Szene der Zwanzigerjahre kam mir doch allzu schrill und abgesunken vor. Offenbar hatte ich eine vage Ahnung, aber nicht den Weitblick, dass die Umtriebe dieser aufgekrazten Adabais aus Olims Zeiten im einundzwanzigsten Jahrhundert noch einmal fröhliche Urständ feiern könnten.

Luxus in der Hütte

Natürlich geht die Blasiertheit nicht auf Albert Blaser zurück, den Chef des berühmten Pariser Restaurants Maxim's. Aber es passt einfach zu gut, um wahr zu sein, auf jenen Maître d'hôtel, dessen Arroganz und Reserviertheit es schaffte, den Gästen, die einen Tisch erhielten, das Gefühl zu geben, in das Allerheiligste eingelassen worden zu sein. Die Comtesse Guy de Toulouse-Lautrec schrieb über ihn: »Jahrelang beobachtete ich, wie er am Eingang zum Hauptraum des Maxim's präsierte. Leidenschaftslos und ernst wie ein Pinguin wandte er seine kalten blauen Augen den Neuankömmlingen zu und identifizierte jedes Gesicht mit einem Namen aus dem Vorrat seines unfehlbaren Gedächtnisses. Ich kann nicht behaupten, dass wir Freunde waren. Albert hatte keine Freunde. Alles, was er besaß, waren Verbindungen, die allerdings waren lückenlos, vom Aga Khan bis zum Herzog von Windsor, nicht zu sprechen von den unzähligen Herzoginnen, Filmstars und Millionären auf seinen Gästelisten. Alberts erfolgreiche Karriere und der Wiederaufstieg des Maxim's beruhte auf seiner Kunst, die Snobs zu snobben.«

Aber Snobismus ist nicht alles. Das Maxim's war berühmt für sein Essen, und als Blasers bekannteste Erfindung gilt die Seezunge Albert: in frischen Brotkrumen und Butter gewälzt, danach mit einem Schuss Absinth knusprig gebacken. Von diesem legendären Fischgericht hörte ich zum ersten Mal in einer ärmlichen Hütte in der Nähe von Köln.

In Bensberg-Refrath, genauer gesagt in einem Waldstück, das sich Lustheide nennt, arbeitete ich Anfang der Sechziger in einer kleinen Werbeagentur. Gleich gegenüber hatte ich ein Zimmer gefunden in einer Hütte mit zwei winzigen Räumen,

Küche, Flur und Toilette, Dach drüber. Das Vermiiterehepaar hielt sich tagsüber in der Küche auf und schlief in einem Zimmer, das zweite bewohnte ich. Drumherum Obstbäume und ein drahtumzäunter Hühnerauslauf.

Herr Frechen, mein Hauswirt, war ein lustiger, dunkelhaariger Typ, um die 65, mager, mit dem gegerbten Gesicht des Kettenrauchers. Die graue Schiebermütze nahm er nie ab. Wenn ich pleite war, saß ich bei seiner Frau und ihm in der Küche und erfuhr, dass er eine große Karriere hinter sich hatte als Küchenchef im Kölner Excelsior Hotel Ernst, das einst zu den Palasthotels Deutschlands zählte.

Ihr Häuschen war so klein, weil es während des Krieges gebaut worden war, da seien Baustoffe rationiert gewesen, erklärte er. Kann wahr sein, aber es fehlte auch an Barem. »Die meisten Köche lassen ihr Geld bei den Pferden oder saufen sich die Birne weg, manche tun beides«, meinte Herr Frechen seelenruhig. »Gesoffen hat er nie«, lachte seine Frau, »aber verzockt hat er alles.« Herr Frechen tat, was Küchenmeister privat gewöhnlich nicht tun, er kochte, denn seine Frau hatte es im Rücken. Während er grinsend am Herd stand und ein Pichelsteiner für uns zubereitete, erzählte er: »Die besten Dinge haben wir nur gekostet, gegessen haben wir meist nur einen Consommé und danach einen Rippenspitz.«

Während des Ersten Weltkriegs begann Frechen als Konditorlehrling, machte dann in den Zwanzigerjahren Karriere bei Adlon, ging nach Hamburg, Brüssel, war nacheinander Entremettier, Saucier, Pâtissier, Rôtisseur und wurde schließlich Küchenchef in Köln. Herr Frechen berichtete mir auch von den Essen für hundert Personen, die er im Excelsior für die Otto Wolffsche Stahlhandlung gekocht hatte, von Tafeldekorationen und Aufbauten für Bankette und Feste aus Mandelpaste und

Eisskulpturen. Ich erfuhr, dass der alte Herr Wolff am liebsten eine frische Gänseleber mit einem Gläschen Sauternes zu sich nahm, während die Prinzipalin von 4711 den Fasan Souwaroff schätzte. Als ich zehn Jahre später mal kurzfristig Geld hatte, leistete ich mir so einen Vogel mit Trüffeln und Foie gras in Pasteteig gebacken im Restaurant des Genfer Hotels Richemond.

Ja, vielleicht ist dieser Frechen schuld, dass ich ein elender Genießer wurde. Obwohl ja dafür nicht immer viel Geld nötig ist. In Zeiten nobler Verarmung, in die wir uns als Literaten nolens volens stürzten, lernten Barbara und ich deshalb kochen. Man kann sich doch im Frühjahr eine Sauerampfersuppe machen, die Blätter in Butter dünsten, Geflügelbrühe, Eigelb, Sahne, fertig ist ein kulinarischer Genuss, das Potage Germiny. Herr Frechen predigte mir die große Banalität, dass die klassische französische Küche, wie sie von Carême bis Escoffier zelebriert wurde, die Mutter der Küche der deutschen Palasthotels sei. Und nachdem er ein Pickhuhn aus seinem Gehege geholt hatte für ein Poulet reine sauté à l'archiduc – ein sautiertes Hühnchen mit Madeirasauce –, gab er verschmitzt die kleine Banalität zum Besten, dass die Kunst darin bestehe, das lokale Material zu benutzen, wenn man eben ein Hühnchen aus der Bresse gerade nicht zur Hand habe.

Wie die meisten Küchenmeister hatte er beim Generalstab gedient: »Ich habe Pferdefleisch à l'Escoffier zubereitet, als die Vorräte in Rumänien zur Neige gingen«, erzählte er, »aber vorher gab es Kaviar und Trüffel aus dem besetzten Frankreich, Erdbeeren Romanoff mit kandierten Veilchen, Langusten, Tourne-dos mit Artischockenböden, Coulubiach aus Lachs mit Champignons, Lammkoteletts, Taubenbrüstchen und Canard à l'orange, Früchte aus ganz Europa, Weine, Champagner, Cognac, Eau de Vie vom Feinsten.« Sie ließen es sich, wie zu allen Zeiten, gut

gehen, die Herren mit den roten Biesen an den Hosen, während unweit ihrer Kartentische und Kasinos die Menschen wie die Fliegen krepitierten.

Klar habe ich Herrn Frechen auf die perverse Paradoxie von Genuss und Tod angesprochen. »Das darf einen Koch nicht interessieren«, stellte er lapidar fest, »wenn du anfängst, über das Sterben nachzudenken, oder wie die Leute ihr Geld verdienen, verlierst du dein Feingefühl, den Tour de main. Du dirigierst deine Brigaden wie ein Orchester, organisierst den Einkauf und damit Schluss. Keine Strategie, keine Politik, keine Philosophie«, sprach's und servierte uns Königsberger Klopse. Eine Szene wie aus »Das Brot der frühen Jahre«: der Tisch mit dem rot-weiß gewürfelten Wachstuch, an den mal eben drei Stühle passten, kaum ein Durchgang zum Herd und darüber, im Off, seine Erzählungen von den riesigen Herdzeilen, Hallen und Garde-Mangers der Cuisine de palais.

Wiedersehen mit einem Schloss

Das barocke Gutshaus der ostpreußischen Gräfin Sophie Dorothea zu Dohna, welches Kurfürst Friedrich III., der spätere erste preußische König, umbaute, ist ein Schauplatz deutscher Geschichte in der Nussschale. Nach der Thronbesteigung wies Friedrich der Große das Schloss seiner Ehefrau Elisabeth Christine als Sommerresidenz zu. Schon als kleiner Junge wusste ich, dass die Königin ihren Mann nicht in Sanssouci besuchen durfte. Denn ich bin in Niederschönhausen aufgewachsen, der Schlosspark lag nur ein paar Hundert Meter von unserer Wohnung in

der Bismarckstraße entfernt, und meine Mutter ging dort schon mit mir spazieren, als ich noch im Kinderwagen saß.

Schloss Schönhausen ist also das erste alte Gebäude, das mich beeindruckte. Ein Hügel im Park hatte es mir besonders angetan. Hier – so ging die Legende – habe der Alte Fritz sein Lieblingspferd begraben lassen. Da kam mir die kindlich tiefe Einsicht, dass der König sein Pferd mehr geliebt haben musste als seine Frau und ihr das auch zeigen wollte. Keine Ahnung, ob die Sache mit dem Pferdegrab stimmt, aber es würde zur eiskalten Menschenfeindlichkeit des Tierfreundes passen. Beim ersten Zusammentreffen mit seiner Gemahlin nach dem Siebenjährigen Krieg sagte er zu ihr nur den einen Satz: »Madame sind korpulenter geworden.« Und vor seinen Höflingen titulierte er sie manchmal verächtlich mit »ma velle vache«.

Joseph Goebbels richtete im Schloss Schönhausen die Reichskunstkammer ein und veranstaltete Ausstellungen regimekonformer Künstler, Werke der »Entarteten« hingegen wurden am selben Ort magaziniert und ins Ausland verkauft. Nach der Einnahme von Berlin besetzten die Sowjets das Schloss und brannten im Park ein Siegesfeuerwerk ab. Wir beobachteten das Spektakel von unserem Balkon aus, ich war begeistert, die Erwachsenen überhaupt nicht, denn sie hatten Angst vor den Russen.

Dann saß im Schloss die Kommandantur, die sich bald Sowjetische Militäradministration in Deutschland nannte. Die neuen Herren beschlagnahmten die Villen und Häuser in der Nähe und sperrten die Straßen mit Schlagbäumen ab. Später, als die Russen ihre Hochkommission nach Karlshorst verlegt hatten, rückten die Gründungsväter der DDR nach und zogen in das abgesperrte Viertel, das im Volksmund das »Städtchen« hieß. Präsident Wilhelm Pieck wählte seinen Amtssitz im Schloss

Schönhausen und wohnte nebenan, so wie auch Ministerpräsident Otto Grotewohl. Der alte Kokser und Kultusminister Johannes R. Becher, Dichter der Staatshymne »Auferstanden aus Ruinen«, bezog die schönste Villa mit Marmor-Venus am Park, sehr zum Missvergnügen der anderen, damals noch bescheideneren Genossen.

Nicht nur Politiker, auch Intellektuelle wohnten im privilegierten Quartier. Rudolf Ditzen alias Hans Fallada schrieb hier seinen letzten Roman »Jeder stirbt für sich allein«. Meine Mutter kannte den Schriftsteller »vom Sehen«, weil sie bei Seifen Losch gearbeitet hatte. Ihr erster Chef, Kurt Losch, war damals mit Lotte verheiratet, der späteren Frau von Hans Fallada. Auch Arnold Zweig wohnte im »Städtchen«, ihm hatte ich 1968 geschrieben, weil ich seinen Spinoza-Essay veröffentlichen wollte. Der Neudruck erschien kurz vor seinem Tod im Melzer Verlag. Zu dieser Zeit waren die Repräsentanten der führenden Klasse schon in die Waldsiedlung Wandlitz umgezogen, das Schloss diente nun als Gästehaus der DDR, und die angrenzenden Straßen hießen jetzt Ossietzkystraße oder Majakowskiring.

Gleich nach der Wende zeigte ich Barbara meine alte Heimat: »Guck, hier Ecke Tschaikowskistraße war die Kneipe von Muckchen, die Schieberkneipe, da habe ich für Onkel Siegfried Zigaretten besorgt. Und hier hat Fallada seinen Schnaps geholt«, und ein paar Schritte weiter: »und da hat er gewohnt ... hier wohnte Arnold Zweig ...« Die Häuser von Pieck, Becher und Zweig zierten Hinweistafeln und Hausnummern aus Messing, die geputzt waren und in der Sonne glänzten.

Vor dem Schilderhäuschen am Eingang zum Park stand ein Polizist, jetzt in Westberliner Uniform. Nur um was zu sagen, fragte ich ihn: »Kann man das Schloss jetzt besichtigen?« Er antwortete formell, aber nicht unfreundlich: »Sie können

durchgehen, wenn Sie möchten.« »Und warum stehen Sie hier?« »Aus alter Gewohnheit«, meinte er ungerührt. Der Mann war vor fünf Monaten noch Volkspolizist gewesen und bewachte jetzt etwas, was nicht mehr bewacht werden musste. Wir umrundeten das Schloss, die Eingangstür war offen, an der Klinke baumelte ein Schild: »Betreten der Baustelle verboten! Eltern haften für ihre Kinder.« Handwerker liefen hin und her, taten so, als kümmerten sie sich nicht um uns. Doch ich war sicher, wenn wir das Gebäude betreten hätten, wären sie munter geworden, also ließen wir es und spazierten durch die Straßen.

Patenthalsen

In Grado, einem Badeort zwischen Venedig und Triest, besuchte ich eine Segelschule. Der Besitzer hieß Toni, ein Tiroler um die dreißig, Naturbursche und Schürzenjäger mit Seppelnase. Toni hatte mich gleich ins Herz geschlossen, vielleicht auch nur meinen neuen BMW. Womit ich eine Binsenwahrheit ausspreche: Eine Jolle hat weder Lenkrad noch Motor, sondern nur Segel und ein Ruder. Vor allem, und das ist das Fatale, fehlen ihr die Bremsen. Deshalb saß mein Segellehrer, mit dem ich in Formel-3-Manier nach Triest gebraust war, zuerst wohlwollend, später brüllend, zuletzt nur noch kopfschüttelnd in seinem Schulungsboot und beobachtete fassungslos meine Patenthalsen.

Für den Segelunkundigen: Die Halse ist eine Kursänderung, man geht mit dem Heck durch den Wind. Wenn man dieses Manöver falsch ausführt, kann das Boot kentern. Segeln ist

komplizierter, als man denkt, jedenfalls habe ich es nie gelernt, obwohl ich eigentlich theoretisch kapiert hatte, welche Handgriffe zu tun sind, wie das Ruder gestellt sein muss. Wer Adorno gelesen hat, weiß, was ›eigentlich‹ meint: Das Schiff reagierte nie so, wie ich wollte. Ich fühlte nicht den ›scheinbaren Wind‹, der sich aus dem ›wahren‹ und dem ›Fahrtwind‹ zusammensetzt, trotz des kleinen Standers an der Mastspitze, an dem man ihn angeblich erkennt. Ein Segler braucht gar nicht hinzusehen, der fühlt diesen Wind und erkennt ihn an der Segelstellung, am Zug in den Schoten. Bei mir ging alles schief. Klar, Verkrampfung, das Gefühl: »Du lernst es nie!«

Toni war verzweifelt, weil ich die Lagune mit gefährlichen Manövern unsicher machte. Einmal segelte ich raus, plötzlich kam das Fährschiff von Grado nach Triest auf meine Jolle zu. Nach dem Reglement muss alles, was mit Motor läuft, einem Segelboot ausweichen. Das konnte der Dampfer aber nicht; weil die Lagune zu flach ist, musste er sich in der Fahrrinne halten, um nicht aufzulaufen. Außerdem kann ein großer Pott nicht wie ein wendiges Motorboot manövrieren und lässt deshalb sein Horn ertönen – ein furchterregendes Tuten, wenn es dir gilt! Der Bug dampfte immer schneller auf uns zu, es gab kein Entkommen, ich sah mich schon von der Schiffsschraube zermalmt und algenbekränzt in der Lagune treiben.

So was fiel mir ein, weil ich einmal im »Atlas der forensischen Medizin« von Prokop geblättert hatte, darin waren Leichen mit Schiffsschraubenverletzungen abgebildet, die wie Torsi antiker Statuen wirkten: marmorweiß, ein leicht angeschlagener Kopf, ein Rumpf, dem Arme und Beine fehlten. Ich versuchte panisch, eine Wende zu vollführen. In der Theorie ein einfaches Manöver: »Klar zur Wende?« »Klar!« »Ree!«, das Boot geht dann mit dem Bug durch den Wind. Es klappte nicht, die Fähre

war schon riesengroß vor uns. Da übernahm der andere Segel-
schüler das Ruder, brüllte mich an, was zu tun sei, tat vor allem
selbst das Richtige. Ein ekliger Streber, ein Jungmanager bei der
Nordsee-Kette – aber ekelhaft oder nicht: er rettete uns aus See-
not, und wir entkamen im letzten Moment dem Schicksal, von
dem tutenden Dampfer überlaufen zu werden.



Das zweite dramatische Abenteuer ereignete sich beim Schirokko. Dabei schlägt das Wetter wirklich innerhalb dieser berühmtesten zehn Minuten um, plötzlich ist der Himmel schwarz, und Böen fallen ein. Wieder war ich mit einem anderen Schüler auf einer Jolle zugange, schaffte es nicht schnell genug, das verdammte Großsegel zu reffen, irgendetwas klemmte am Fall, deshalb kriegte ich das Zeug nicht runter. Eine Bö fuhr hinein, und platsch!, schlug das Boot um. Mein Mitsegler und ich standen bis an die Schultern in der Lagune, die Wellen kabbelten bedrohlich. Krampfhaft hielten wir uns am Boot fest, sahen in der Ferne auf dem Steg Toni von einem Bein aufs andere hüpfen. Schließlich sprang er in sein Motorboot, ritt über die Wellen zu uns rüber. Mit hochrotem Kopf schreiend machte er unser gekentertes Boot an seinem fest und schleppte es zurück.

Bei der Prüfung zum Segelschein fiel ich durch. Auch bei der Nachprüfung, die Toni speziell für mich ansetzte, verpatzte ich wieder jedes Manöver, bis er mir entnervt vom Ufer aus zurief: »Es hat keinen Sinn, komm rein!« Das tat ich, schoss pflichtschuldig in den Wind, reffte vorschriftsmäßig das Großsegel, hatte jedoch mit der verdammten Fock noch zu viel Fahrt und rumpelte – bummbumm! – zum Abschluss mit dem Scheißkahn an den Steg.

Ach, so schlimm war der Urlaub trotz des Segelfrustes nicht, ich lernte in der Segelschule ein Mädchen aus Hamburg kennen. Und wie es einst Peter Lauch und die Regenpfeifer auf den Punkt brachten: »Das kommt vom Rudern, das kommt vom Segeln...«, fuhr ich mit ihr ein paarmal nach Aquileja in ein Hotel. Dort aßen wir gegrillte Seezunge und tranken Pinot Grigio, danach wurde gevögelt. Zwar wäre es mir lieber gewesen, ich hätte segeln gelernt – denn das andere konnte ich ja schon –, aber ich kam trotzdem erholt zurück.